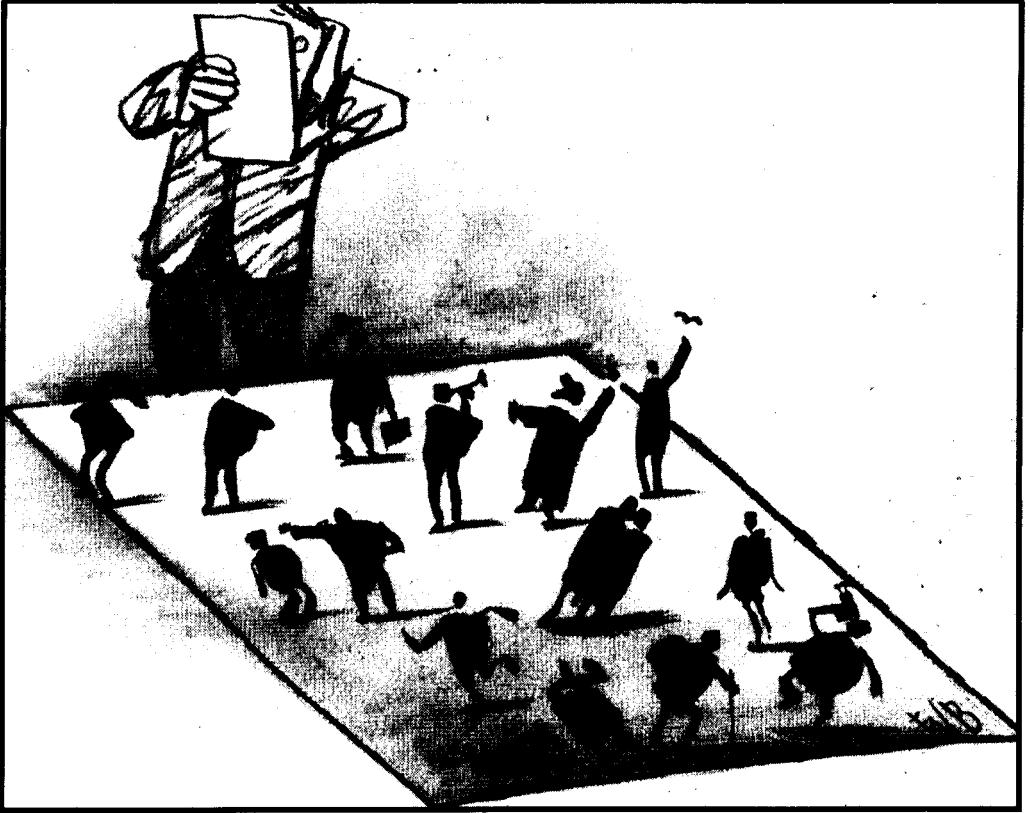


Wolf R. Dombrowsky • Ursula Pasero (Hrsg.)

# WISSENSCHAFT. LITERATUR • KATASTROPHE



FESTSCHRIFT ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG  
VON [ARS CLAUSEN

Westdeutscher Verlag

# Wohin treibt das Schiff?

Soziologische Betrachtungen in stürmischen Zeiten

Ein Interview mit Lars Clausen

Interviewer: Ursula Pasero und Wolf R. Dombrowsky

*Was haben Sie derzeit unterm Meißel?*

Nichts, worüber man vorher schon reden sollte. So geht es mir oft; wenn es nicht eine ganz lange Geschichte ist, wie bei Leopold Schefer, mag ich noch nicht darüber reden. Wenn Sie mich aber fragen, ob ich etwas Großes, Langes, Vielbändiges plane, einen Tausendseiter ...

*... wie die Tönnies-Gesamtausgabe?*

Ja, das ist natürlich mehr als ein Tausendseiter, das ist ein 24-Bänder, wobei ich nur einen Band aus dem Tönniesschen Spätwerk selber bearbeite. Aber ich muß erst etwas aus meinen Ehrenämtern heraus sein, weil das doch sehr viel Archiv-Arbeit abfordert. Vor allem aber geht es da um die typischen Herausgeberarbeiten, um die Organisation des Veröffentlichungsplans, um die Koordination aller Mitautoren und um das Hauptproblem: die Geldbeschaffung. Wenn ich alles einwerben wollte, müßte ich für die geplanten 24 Bände 2,5 Millionen beschaffen. Das ist ganz schwer, vor allem, wenn keine Stiftung mehr Gesamtwerke finanziert.

*In den 70ern waren Sie, wenn man die Vorlesungsverzeichnisse anschaut, eher simmelbegeistert. Mit Tönnies hatten Sie damals nichts am Hut. Wie sind Sie auf Tönnies gekommen?*

Ja. Ich war simmelbegeistert, weil ich sein Forscher-Temperament so bewunderte, und weil ich fand, daß das den Soziologen am allermeisten fehlt. Man kann es ja schlecht lehren, der soziologische Blick ist nicht zu lehren - finde ich. Viele Leute haben ihn, und sind nicht einmal Soziologen. Damals war auch die Debatte festgefahren: die große Revolte mit ihren Standard-Diskussionen in der marxistischen Theorie, da hab ich Simmel einfach als Befreiungsschlag empfunden. Dagegen war Tönnies für mich nie so geistig anregend gewesen. Ich sah ihn als einen ganz ordentlichen Mann, hatte aber sehr wenig von ihm gelesen, bis ich nach

Kiel kam. Im Grunde kam ich zu Tönnies, weil ich gebeten wurde, in der Tönnies-Gesellschaft als Vizepräsident zu fungieren, und dann erkrankte der damalige Präsident. Also sagte ich mir: „Alles oder nichts“... und fing an zu lesen. Und es hat sich gelohnt. Wie immer, wenn man einen Klassiker liest - selbst wenn man nicht primär zu ihm tendiert -, wird man unglaublich viel klüger und stellt fest, daß man das Rad doch nicht erfunden hat. Aber egal: eine der spannendsten soziologischen Motivationsketten ist, daß man erst Soziologe wird, wenn man selber etwas erfunden hat - ob es das schon gibt oder nicht. Bevor man das nicht selbst erlebt hat, hat man keinen Mut zu sich selbst.

*Hat diese Entdecker-Freude dazu geführt, daß Sie sich die Bürde einer Gesamt-Ausgabe aufgeladen haben?*

Nein, ich war der Meinung, daß wir diesem Klassiker wirklich etwas schuldeten, und daß die Chancen für Kiel sehr groß waren, mit diesem winzigen Institut etwas zu schaffen, das nur wir könnten. Andernfalls blieben wir ein Provinz-Institut ärmlichen Zuschnitts.

*„Provinz“ ist ein Stichwort. Sie haben Tönnies immer gegen den Vorwurf des Provinzialismus verteidigt. Gegenüber Rene König haben Sie geltend gemacht, daß ein Zusammenrücken von Gemeinschaft und Provinzialität ein großes Mißverständnis sei.*

Von den drei Großen ist Tönnies, neben Weber und Simmel, natürlich der internationalste, bis in jedes ‚Entwicklungsland‘ hinein. Primär schon durch seine Bindung zu Skandinavien, später zu Großbritannien - durch die Hobbes-Forschung, und danach zu den Vereinigten Staaten, die er schon 1904 zur Weltausstellung besuchte und wo er überwältigend viel aufnahm und überwältigend positiv aufgenommen wurde. Das hat seine Rezeption im Grunde gerettet, in Amerika griffen die deutschen Tönnies-Bremsen nicht.

*Könnte man sagen, daß Ihnen Tönnies politisch nahesteht?*

Ach, ich glaube, ich bin ein ganz anderes Temperament. Tönnies war von der Arbeiter- und der Genossenschaftsbewegung beeindruckt. Er war noch ganz dicht an 1848, das hat er immer geachtet, ohne die - wenn man so will - eschatologischen Folgerungen der wissenschaftlichen Sozialisten mitzumachen. Und das fand ich gut. Ich fand es auch angenehm, daß er - bei all dieser Nähe - sich endlos gesträubt hat, bei einer Partei mitzumachen. Und daß er zu keiner auch paßte. Er ist ja über eine in seiner Generation noch viel höher liegende Stufe gesprungen, als er nach den Wahlerfolgen der Nazis fragte: „Wo gibt es überhaupt noch

republikanische Parteien?" Es gab nur noch die Sozialdemokratie. Er war kein Sozialdemokrat, aber er wußte noch, was das Bismarck-Reich geworden war und trat als Greis da ein. Er kämpfte also mit einem ganz anderen historischen und Lebenshintergrund. Es sind also keine Wesensverwandtschaften. Ich finde ihn zudem angenehm klar, und man kann mit ihm gut in die Soziologie einführen. Das habe ich erst im Laufe der Zeit gemerkt. Und wenn man später an seine Grenzen kommt, läßt sich allemal subtiler werden. Zudem liegt ja in Kiel das ganze Material und man trifft interessante Forscher. Nach dem Königschen Abräumen hatte ja kaum ein Student Tönnies gelesen...

... *Königsches Abräumen?*

1956 hat Rene König eine Würdigung zum hundertsten Geburtstag Tönnies' geschrieben, mit der inneren Zielsetzung, diesen Mann umzubringen. Das Motiv ist nachvollziehbar. Tönnies' großer Erfolg lag in der Jugendbewegung, davon verstand König auch etwas, und er wußte, was da an Emotionen und Verblendungen abgelaufen war. Das Wort Volksgemeinschaft war zwar für Tönnies ein schwarzer Schimmel, aber in der Postnazizeit sahen das die Tönnies-Anleser anders. 1912 und 1930 erschienen als Jahre, in denen es falsch gelaufen ist, und jedesmal, so König, war Tönnies erfolgreich. Deshalb, so jedenfalls Königs Urteil, muß der Mann weg. Er muß als Sozialphilosoph hinter Glas aufs Vertiko gestellt werden, und da soll er bleiben. Paradoxerweise hat König durchaus gesehen, daß Tönnies ungefähr der stabilste Moralist von jenen war, die nach '33 hier geblieben waren. Er hat ja noch nach dem 30. Januar in Berlin auf dem Kongreß „Das freie Wort" gesprochen. Nach ihm wurde dann die Versammlung aufgelöst. Aber es ist Königs Absicht gewesen, ihn als falschen Stichwortgeber aus der Diskussion auszuschalten, und darin war er erfolgreich.

*Waren Sie überrascht über die Position als Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, in Tönnies' später Nachfolge?*

Ja, die Bitte, als Vorsitzender zu kandidieren, kam als völlige Überraschung. Die Arbeit selbst ist schön, aber nicht überraschungsreich.

... *Aber Sie selbst haben Überraschendes gemacht.*

Wir haben versucht, den Soziologentag umzuändern in den Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Ursprünglich, seit 1909, als Soziologentag damals noch, waren die Kongresse durch die Übersichtlichkeit des Faches geprägt. Das ist heute nicht mehr so, obschon in der Weimarer Republik kritisch darüber gedacht wurde. Tönnies war als Präsident

in diesen Dingen ein sehr gerecht denkender Mann. Aber er war auch etwas dem listigen und umtriebigen Leopold von Wiese als Dauersekretär ausgeliefert. Heute ist der Kongreß - was er ja soll - ein großer Markt und eine große Börse, aber wir haben sehr ernsthaft gefragt, wo wir Grenzen ziehen sollten. Wir haben dann entschieden, ein Drittel der Veranstaltungen herauszuschneiden und junge Leute heranzuholen.

*Sie haben auch Aufgaben angepackt, die keiner gerne macht. Sie haben die Finanzlage der Deutschen Gesellschaft für Soziologie saniert.*

Naja. Da hat der Vorstand der DGS mitgezogen. Ich habe den Haushalt oberflächlich durchgerechnet, und gesagt, da muß etwas geschehen. Und das Übliche ist, daß man die armen Kollegen bittet, ihren Mitgliedsbeitrag mehr als zu verdoppeln. Wir wären jetzt schon pleite, wenn wir es nicht gemacht hätten. Schon meine Vorgänger haben vieles angefangen, auch beispielsweise die Sektionen ausgeweitet. Das kostet alles Geld. Was wir brauchen, ist ein zinstragendes Millionen-Vermögen. Die DGS wälzt haushaltsmäßig nicht halb soviel um wie die Tönnies-Gesellschaft und hat alle 2 Jahre einen riesigen extraordinären Haushalt, der bei jedem Kongress an eine halbe Million heranreicht. Ein Defizit von zehntausend steckt man weg. Ein Defizit von dreißigtausend wäre entsetzlich. Und wie leicht ist bei einem solchen Kongreß ein solches Defizit erwirtschaftet, vor allem, wenn die öffentliche Hand zögernder finanziert. Ich sinne immer wieder, wie ich die reich gewordenen Soziologen bitten kann, solche Gelehrtenesellschaften in ihren Testamenten zu bedenken. Mir ist noch nicht eingefallen, wie ich das auf eine taktvolle Weise öffentlich machen kann.

*Während Ihrer Amtszeit als Vorsitzender der DGS hat der Weltkongreß für Soziologie in Bielefeld stattgefunden. Sie haben durch Ihre gegenwärtige Funktion einen viel größeren Überblick über aktuelle internationale Diskussionen. Welche Bedeutung hat Soziologie im gegenwärtigen Weltgeschehen?*

Die Weltsoziologie ändert sich sehr stark. Früher waren diese Kongresse durch den Wettbewerb der beiden Großmächte immer finanziell gesichert. Kaum zahlt der Iwan nicht mehr, zahlt auch der Yankee nicht mehr. Wen trifft? Die Dritte Welt. Man kann ihre Reisen nicht mehr bezahlen und weiß zudem, daß viele Soziologinnen und Soziologen in Südamerika, in Schwarzafrika auf verlorenem Posten kämpfen. Man finanziert lieber den in die Dritte Welt abrutschenden Ostblock. Das Hemd ist den Europäern und den Nordamerikanern näher als der Rock. Man muß schließlich auch die Nachfrage beachten. Es gibt Länder, in

denen Soziologen gefragt werden, das sind Länder im jähem Umbruch - deshalb auch das Thema 1995 in Halle „Gesellschaften im Umbruch“ - da fragt man sogar uns. Das stille Sabotieren der Soziologie von oben hört langsam auf. Die deutsche Soziologie ist konsolidiert. Was in Rußland wird, wissen wir nicht. In den Vereinigten Staaten zeichnet sich seit ein paar Jahren eine interessante Entwicklung ab, nachdem man sich nach der Abhalfterung der Parsonsschen Lehre fast schon schämte, sich Soziologe zu nennen. Weil es immer neue „Soziale Probleme“ zu lösen gab, war man lieber ad-hoc-Anwender. Da hatte sich ein erstaunliches Theorie-Defizit angesammelt. Anders kann ich mir gar nicht erklären, daß z.B. in Portland/Oregon lange Reihen Habermas, Luhmann, Offe in der akademischen Buchhandlung angeboten werden.

Die internationale Soziologie müßte den großen internationalen Problemen nachgehen: Was hält die Welt, was hält das internationale Netzwerk zusammen.

*Liegt hier nicht ein Widerspruch? Könnte es nicht sein, daß Soziologen viel mehr Drittmittel bekämen, wenn sie tatsächlich über kommende Probleme forschten? Könnte es nicht auch sein, daß sie immer wieder überkommene Probleme abarbeiten, weil sie zu den kommenden gar nichts Fundiertes zu sagen haben?*

Viele scheuen die Prognose. Ich meine, daß die Kraft einer Wissenschaft in ihren prognostischen Wagnissen stecken kann, nicht muß. Am Ende darf man sich nicht davor drücken zu prognostizieren. Und wer von uns deutschen Soziologen macht Prognosen?

*Wäre hier nicht auch die Katastrophenforschung zu nennen? Begründet zu warnen verlangt doch Prognosefähigkeit.*

Ganz recht! Im Grunde ist es mit der Katastrophen-Soziologie ganz ähnlich gewesen wie mit dem Tönnies. Das Thema fliegt einem zu, und es kommt darauf an zu sehen: „Da ist etwas, was zentral in die soziologische Theorie hineingeht.“ Wenn sie keine Katastrophen erklären kann, können Sie eine Theorie wegwerfen, sie kann dann höchsten Ansprüchen nicht mehr gerecht werden. Middle-range machen wir ja alle ... Ich meine, in der Katastrophensoziologie sind wir immer noch besser als die meisten, insofern unsere Aussagen auch prognostische Qualitäten haben. Außerdem kann man in diesem Bereich beraten und durchaus Dinge beeinflussen.

*Wir reden ja über den Zustand der deutschen Soziologie.  
Ja, wo ist ihre Prognosekraft?*

*Gern würden wir jetzt Namen hören.  
Später einmal... (lacht)*

*Auch in Ihrem Buch „Krasser sozialer Wandel“ sprechen Sie von Langeweile in der Soziologie.*

Ja, das meine ich auch so, wobei ich meine Ansprüche an Unterhaltung nicht zum allgemeinen Maßstab machen möchte. Wir grasten 1970 alles ab, stopften viele Leute in die Planstellen, die sie erst in den nächsten fünf Jahren verlassen werden. Viele, die genauso gut waren wie wir, aber zwölf Jahre später kamen, mußten Räte bleiben oder verließen das Fach. Jetzt kommen zwei große Schübe, die als Vorschub auf Originalität, Kraft, Mut und Fleiß gelten können: zum einen die DDR-Eingemeindung, mit der viele gute Leute dann doch noch auf Lehrstühle gekommen sind. Wir hatten ja einen enormen Rückstau, und auf einmal können sie loslegen. Zum anderen werden jetzt viele Leute in den Ruhestand gehen. Zwar wird die Hälfte der Planstellen gestrichen werden, aber auf die andere Hälfte werden jüngere Leute nachrücken. Ich bin ganz optimistisch. Deshalb machen wir den Soziologiekongreß doch auch neu. Die Chancen sind meines Erachtens besser geworden, aber es müssen neue Inhalte bearbeitet werden, Politiksoziologie und Wirtschaftssoziologie. Ein dritter, durchaus schwieriger Komplex ist die Kultursoziologie. Der Wissenschaftler wächst mit der Analyse, ohne Analyse können Sie überhaupt keiner werden, aber irgendwann muß ein Fach wie das unsere synthetisch werden. Das ist ein schwieriges Geschäft. Die falschen Synthetisierer sind die schlimmste Konkurrenz. Man muß in der Kultursoziologie synthetisch werden. Warum reden weltweit die Firmen über Wirtschaftsethik? Eine solche Frage könnte orthodox recht gut erklärt werden. Man kann sagen, je mehr der Kapitalismus wächst, desto größer werden die großen Unternehmen internationaler Art, je größer eine Firma wird, desto mehr Märkte vernichtet sie. Wenn ein Konkurrent aufgekauft wird, ist ein Außenkonflikt vernichtet, ist eine Konkurrenzsituation ausgeschaltet. Unternehmen feudalisieren sich und richten die Arbeitsmotivation ihrer Leute zugrunde zu Ungunsten der Produktivität und zu Gunsten anderer Ziele. Unternehmen geraten dann in die Gefahr, zentrale Verwaltungswirtschaften zu werden - Byzantinisierung genannt -, und dann ändern sich die Motive. Das Unternehmen wird für die dort Beteiligten in seinen Binnen-Anforderungen viel wichtiger als der Markt. So wie große Staaten sich schlechte Außenpolitiker als Ministerpräsidenten leisten können, was ein kleiner Staat nie darf, so können sich markt-desinteressierte Großintriganten leisten, Serails einzurichten. Dann schwinden die zentralen wirtschaftlichen Motive, und es wird

eine Art Pseudogemeinschaft - könnte man in der Tönnies-Nachfolge sagen - gesucht, und da liegt auch das so genannte wirtschaftsethische Problem. Die Leute haben die falschen Motive, inzwischen. Sie verlieren z. B. die Verpflichtung auf das Unternehmensziel.

*... Hier geht es also um Selbstproblematierungen...*

Sie haben die Probleme, die sie selber herstellen. Dann wirkt ein Primat der Innenpolitik. Und ein Primat der betrieblichen Innenpolitik ist marktfeindlich. Alle Probleme der zentralen Verwaltungswirtschaften produzieren die großen kapitalistischen Monopole also selber. Intern wird mit Mondpreisen gearbeitet, schon um die Gewinne von Staat zu Staat zu verschieben. Bei der Gelegenheit wissen sie am Ende, daß sie die Währungen selber manipulieren, die sie schaffen. „Geld“ mißt nicht mehr. Heute ist die private Geldschöpfung größer als die staatliche. Sie manipulieren ihre eigenen Preise, also ihre eigenen Rechengrößen. Glauben Sie, daß da noch die Grenzkosten-Disziplinierung der Märkte, die große Kraft des Kapitalismus, wirken kann? Und in diesen Notlagen springt eine traditionslose Arbeiter- und Angestelltenschaft hin und her, ebenso wie das mittlere Management, das nur noch auf dem Sprung lebt. Wo sollen sie hingehen, wo sollen sie abstauben, wie lassen sie sich von anderen Leuten bestechen? Es reicht doch nicht, nur Beamte zu bestechen. Die Folge ist doch, daß deine eigenen Leute von der Konkurrenz bestochen werden. Wenn die Chefmanager heute mit dem kleinen Köfferchen, in dem ein paar größere Datensätze Platz haben, die Konzerne verlassen, wo bleibt die Unternehmensrentabilität? Wir kehren zum Abenteuer-Kapitalismus zurück. Insofern ist es auf einmal interessant, wenn man mit Wirtschaftssoziologie befaßt ist, Kulturosoziologie zu machen. Gerade, weil es nicht dasselbe ist. In Zeiten, in denen die Institutionen wie Staaten und kapitalistischen Unternehmungen stark waren, wurde Kulturosoziologie unterm Strich Feuilleton-Soziologie. Die Zeit ist vorbei.

*Wäre hier nicht vielleicht auch Schumpeter zu nennen, der von „schöpferischer Zerstörung“ sprach? Sie haben „Produktive Arbeit, destruktive Arbeit“ geschrieben und von schöpferischer Produktion gesprochen. Wie hätte sie Ihrer Meinung nach auszusehen?*

Wir sind in einem Zeitalter der Umwälzung der Destruktiv-Kräfte, viel stärker als in einer Umwälzung der Produktiv-Kräfte, um es einmal etwas variierend mit den alten Worten auszusprechen. Die Revolution der Destruktiv-Kräfte ist gelaufen, jetzt stellt sich nur noch die Frage, welcher Pi-Staat sich eine Bakterienbombe hinlegen kann. In einer solchen



Zeit geht die gesellschaftliche Phantasie in den Ländern, die sich eine Wissenschaft wirtschaftlich leisten können, in die Defensive. Die offensiven, die ausgreifenden Leute werden in die Vorreiterbereiche abgeworben, wo die Destruktionsgefahr hoch ist. Ich meine nicht nur, daß man mit dem Krieg der Sterne viele junge Physiker und Chemiker ins Brot setzen konnte, sondern ich meine auch, daß man - das kennen wir ja sehr gut - die phantasiereichsten Leute in die Entwicklung potentiell destruktiver Techniken gehen läßt. Ich erinnere Sie nur an die hochstrittigen Fragen der **Gentechnologie**. Gestern hat der Bundesrat die entsprechende Gesetzgebungskompetenz des Bundes beschlossen. Und in einer solchen Phase, in der die besten Leute dorthin abwandern, ist die Baulust, die konstruktive oder produktive, gerade in der Soziologie beschämend wenig nachgefragt. Brauchen wir nicht eigentlich eine außerordentlich willenskräftig vorwärts gepushte soziale Enzyklopädie? Deutschland hatte eine Chance mit dem Starnberger Institut gehabt ...

*Wäre das nicht ein wirklicher Schritt in Richtung Synthesefähigkeit, wenn der Soziologie eine Wiederauflage der Enzyklopädisten gelänge, einfach um das Breittreten alten Quarks in neuem Vokabular zu beenden? Anders gefragt: Besteht die Unverschämtheit unseres Faches nicht gerade darin, daß wir uns angesichts des verfügbaren Wissens mit modischer Begrifflichkeit und Feuilleton aufhalten?*

Ich meine, außer Beck ist, leider, doch keiner von uns erfolgreich im Feuilleton. Oder?

*Forschung ist mittlerweile zu einem Geschäft um Drittmittel geworden. Um Drittmittel einzuwerben, muß man viele Verbeugungen veranstalten. Kann das Zukunftsmusik für die Soziologie bleiben?*

Wer die Drittmittelproblematik anspricht, spricht an, aus welchen wohl-dotierten Bereichen Forschungsmittel kommen können. Das sind bei uns Politik, Wirtschaft und große Verbände, nicht unbedingt Wirtschaftsverbände. Seit zehn Jahren reden wir wieder mit dem Moscaschen Wort von der Politischen Klasse. Die Politische Klasse hat sich abgeschottet. Die Zulassung aus der Gesellschaft wurde und wird von ihr reguliert. Dahrendorf hat diesen Vorgang „unechte Mobilität“ genannt: Es kommen zwar aus allen Ecken Leute rein, aber die sind alle handverlesen in Hinblick auf Anpassung. Diese Politische Klasse will nichts hören. Sie entwickelt aus reinem Selbstschutz die Gabe des selektiven Weghörens für Dinge, die nicht unmittelbar wichtig sind. Ich führe dies nicht auf moralische Verworfenheit zurück, sondern auf die Genese einer Politischen Klasse, die sich durch Selbstabschluß unfähig macht.

*...Und sich damit auch von Komplexität befreit*  
Ja, genau.

*Das hat durchaus Gründe...*

Man kann dies soziologisch erklären und man muß da nicht groß mit Schuld arbeiten. Aber ich glaube, daß beide großen Forschungsmittelgeber, Politik und Unternehmen, ziemlich hilflos geworden sind. Die großen Verbände sind viel zu verkrustet. Dann bleiben noch die fachinternen Impulse und die Impulse aus den institutionellen Hyperstrukturen der Wissenschaft wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Man muß, um von dort Geld zu bekommen, im Grunde das Resultat bereits schon vorlegen.

*Also ist unser Fach hochindividualisiert...*

...abgesehen von den wenigen großen Soziologie-Firmen z.B. in Mannheim oder Berlin.

*Es gibt ja große Panel. Das sozio-ökonomische Panel beispielsweise, wäre das ein Ansatz für die Beobachtung der Gesellschaft?*

Das ist ein Ansatz, ja. Und auf europäischer Ebene müßte das wahrscheinlich instituiert werden. Die Nachfrage ist sehr dringlich, aber erwarten Sie doch nicht, daß ein Beamtenapparat wie Brüssel, der im Augenblick alle Demokratien überspielt, dies leistet. In diesen Bereichen wird ja allein schon um eine Formulierung in einem Paper, das in allen Sprachen zu veröffentlichen sein wird, unendlich gerungen, bis einmal das Wort ‚sozial‘ auftaucht. Von dort erwarte ich gar nichts. Im Grunde müßte das Fach organisationsfähig für etwas sein, was wir im Kleinen immer versuchen zu machen: Wir entdecken ein Problem, wir bringen die Leute zusammen, wir interessieren auf Kongressen und durch Briefwechsel, wir organisieren Symposien, wir nehmen uns etwas vor - Veröffentlichungen meistens. Irgendwann muß der Funke überspringen. Und ob unser Fach sich diese hochmotivationale Vernetzung leisten kann, das möchte ich bezweifeln. Die Chance ist da, aber die Chance ist schwächer als das Risiko, daß man es nicht packt.

*Wir nennen es einfach mal Ihr Lieblingsthema - ob es das ist, werden Sie uns ja gleich sagen: „Krasser sozialer Wandel“. Wenn wir uns beispielsweise vorgegenwärtigen, wie für selbstdefinierte Probleme die selbsternannten Gutachter die selbsteingeschickten Forschungsanträge wechselweise begutachten, dann kann man ja sich von vornherein ausrechnen, wer an die Töpfe kommen darf und wer nicht. Wie verflüssigt man sowas?*

Wenn wir unsere sarkastischen Abendstunden in der Katastrophensoziologie haben, dann sagen wir „Ohne die großen, uns selbst betreffenden Katastrophen läuft gar nichts.“ Das ist ein teurer Lernprozeß.

*Halten Sie sich für preußisch?*

Nö.

*... die Antwort kam zu schnell. Sie haben eine Menge Aufgaben übernommen, zu denen man sich überwinden und disziplinieren muß. Und bei denen - wie Sie es vorhin sagten - auch kein schneller Erfolg zu erwarten ist. Die Katastrophenforschung gehört u.E. dazu. In all den Jahren war mit ihr kein Lorbeer zu verdienen, aber Sie haben durchgehalten. Also wie ist das mit dem Pflichtmenschen?*

Ich weiß ein bißchen viel über die Preußen, nach Osten eine Wolfsfratze, nach Westen eine Staatsaufklärung.

*Wir spielen auf das Klischee an, nicht auf die historische Exaktheit. Sie haben immer auch Aufgaben mitgeschleppt, die nicht leicht gefallen sind. Und wenn Sie es ernst meinen mit: „Ich binfaul“, dann hätten Sie die doch als erstes über Bord werfen müssen...*

Dann und wann tu ichs ja auch. Ich bin aber zeitlebens von höchster Verehrung für Institutionen des Lehrens gewesen, von Tatsachen, von Wissen. Das liegt daran, daß ich so schrecklich viel lese. Daß ich immer die Schule als schön empfunden habe. Daß ich in die Universität gekommen bin und dachte, das ist das Höchste auf der Welt. Dem muß man gerecht werden. Ich wechselte auch die Universität, weil ich irgendwie diffus gelernt hatte, daß sich das für einen Studenten gehört. Als ich Diplom-Kaufmann war, hatte ich viermal die Universität gewechselt. Und ich dachte auch immer, der Wissenschaftler erfindet etwas Neues. Ich habe so lange im Seminar von Helmut Schelsky geredet, bis er sagte: „Jetzt machen wir in Dortmund eine Entwicklungshilfe-Soziologie.“ Das war damals völlig abseitig. „Gehen Sie doch dahin“, - das kam uns beiden entgegen. Aus Gründen, die vielleicht wenig interessant sind. In Kiel mußte ich sieben Jahre später das Thema abwerfen, denn man konnte in einem Ein-Lehrstuhl-Institut - später zwei - keine Soziologie der Entwicklungsländer machen, das war unmöglich. Das war ein schmerzreicher Abschied am Anfang der 70er Jahre. Und so hat sich dann einfach ergeben, was nach außen wie Pflicht aussieht.

*Eine dieser sehr einfachen Figuren der Bewährung bedeuten auch, daß da auch was droht, nämlich entweder einem Anspruch nicht gerecht zu werden oder in irgend einer Weise zu versagen. Hat das für Sie irgendeine Bedeutung?*

Ja sicherlich! Man gesteht sich ungern Niederlagen ein, und noch weniger gern gibt man zu, daß man sich unter seinem eigenen Niveau bewegt. Man möchte in der Wissenschaft immer auch entdecken, Neues bringen und konstruieren. Wobei der Unterschied, wenn man sehr lange darüber nachdenkt, fast nicht mehr existiert. Sie konstruieren, um zu entdecken, und Sie entdecken, was Sie in die Konstruktion hineintrieb, wobei mir ja eben - ich kann das nur betonen - dieses wundervolle Aufbruchsdoppeljahrzehnt nach '55 in der Soziologie geholfen hat.

*Da müssen wir auch noch mal nachhaken und ein bißchen auf die damalige Zeit zu sprechen kommen ... Sie haben gern gelernt?*

Es fiel mir leicht. Ich habe gar nicht gern gelernt, ich lernte von selbst.

*Von wem haben Sie gern gelernt, heute würde man dann vielleicht dann sagen, wer sind Ihre geistigen Förderer gewesen? Seien es direkte personale, seien es gelesene?*

Ich bin ein Kind in der Nazizeit gewesen, kein Schläger, Eigenbrötler, sechs Fuß neun Zoll, nicht? - man gerade kein Brillenträger. In vieler Hinsicht Einzelkind. Zwei vollberufliche Eltern, die eigentlich trotz Kinderliebe in gewissem Umfang keine Erzieher waren. Die Schule gab mir endlich etwas, wo man sich dran festbeißen konnte. Ich bin allerdings sechsmal umgeschult worden. Ja ... wie alle Leute, ich habe gelernt bei einer Volksschullehrerin, Johanna Berg, der hab ich die „Arbeit“ ja auch gewidmet, dann habe ich sie nochmal, als sie 86 war, besucht. Die Frau war immer noch eine ganz genuine Pädagogin. Ich hatte das gar nicht gemerkt. Aber ich hab davon was gehabt. Und so im Gymnasium, wo man die großen bewegenden Materien lernt. Das waren für mich die alten Sprachen. Und die Mathematik. In der Hochschule suchte ich immer nach solchen Leuten, manchmal fand ich sie. Ab und zu hab ich sie dann ja auch später mal gelobt, in irgendwelchen Vorworten. Da habe ich dann und wann Glück gehabt.

*Aber Sie haben zuerst mit Betriebswirtschaftslehre begonnen?*

Ja, aber nur, weil meine Mutter, als Künstlerin und als Kriegerwitwe, immer befürchtete, daß wir von Stund' an verhungern müßten. Und ich hatte zwei kleine Schwestern ... mein Vater sagte in seinem letzten Urlaub 1943, daß ich mich kümmern müßte. Also habe ich Wirtschaft studiert ... zudem noch aus einem ganz anderen, idiotischen Grund: Die Ökonomen taten einen immer ab, weil sie Sachen wußten, die man auf einer Höheren Schule nicht lernte. Also hab' ich es gelernt, und ich habe es verflucht, aber gelegentlich auch gesegnet - es kam mir, später jeden-

falls, zugute. Zudem habe ich zwei große Betriebswirte kennengelernt, Kosiol und Gutenberg. Die anderen waren im besten Falle wacker.

*Dennoch sind Sie dann zur Soziologie gewechselt...*

Ja, aber das war ja sehr einfach, ich habe Soziologie immer mitstudiert. Ich wollte immer etwas wie Geschichte machen, aber Geschichte für die Gegenwart. Ich war auch politisch interessiert. Ich bin ja völlig aus eigenem Antrieb, so zwischen dem 10. und dem 12. Lebensjahr, Anti-Nazi geworden, also zwischen 1945 und '47. Ich las irgendwelche Broschüren, die damals herauskamen, und ich entsetzte mich so tief, - das hat mich mein ganzes Leben lang gelenkt.

*Fällt Ihnen noch ein, um welche Broschüren es sich handelte oder Ihnen damals in die Fingerfiel, worüber Sie sich so entsetzten?*

Ich glaube eines der ersten Bücher war von einem Mann namens Dorman: „Die Bevölkerung hatte Verluste“, das ist, glaube ich, 1947 herausgekommen. Ich las ja früh, schon bevor ich in die Schule kam. Ich las alles. Meine Mutter bekam von Bewunderern häufig Bücher geschenkt, und ich las sie dann. Eine sehr gesegnete Konstellation.

Sehr beeindruckt hat mich Wolfgang Borchert, „Die lange lange Straße lang“, den ich als Knabe kennenlernte. Oder Tucholsky. Sein „Gruß nach vorn“ hat mich sehr beeindruckt. Dadurch habe ich mich für die Weimarer Republik interessiert. In gewisser Weise, glaube ich, bin ich durch dieses massive Lesen wie jemand geworden, der 20 Jahre früher geboren ist. Nicht 1935, sondern so um den Ersten Weltkrieg herum...

Außerdem erlebte man so viel, damals. Ich weiß ja, wie die Städte aussehen, wenn sie kaputt sind. Das vergißt sich nicht. Und ich weiß wie das ist, all diese kleinen lächerlichen Geschichten, die man eben im Luftkrieg und als Flüchtlingskind erlebt. Das war alles nicht so furchtbar gefährlich, strapaziös und entsetzlich wie in Ostpreußen, aber es hat gereicht für mich. Es war eine optimale Dosis. So kommt man dann auf seine Maßstäbe.

*Die Geschichtslehrer der Gegenwart, wer waren die? Schelsky, Pfeffer, Elias, Ciaessens?*

Ja, Pfeffer. Ein Nazi, der bereut hat! Das gab es bei Schelsky nicht. Bei Pfeffer habe ich auch eine gewisse Dienstauffassung gelernt: Daß man, leider Gottes, immer als erster zum Dienst erscheint und als letzter geht - sehr unangenehm, muß ich sagen! Und niemals ein Vorwurf, wenn man es nicht so hart nahm. Wie man für seine Leute da zu sein hat, daß man sie nicht vergessen soll, daß man sie alle im Auge haben muß, und daß man

immer daran denken muß, was für jeden das Geeignete ist. Mein Nekrolog auf ihn ist immer noch ungedruckt. Heute, abstrakt gesprochen, würde ich dennoch sagen, nie hätte man einen alten Nazi - und wenn er tief bereut hat - wieder Professor werden lassen sollen. Aber: Pfeffer verantwortete sich, noch vor der Studentenrevolte, vor seinen Studenten, und ich dachte damals, das ginge. Damals dachten viele so. Die ganze Welt war nämlich voll von Leuten, die einfach weitermachten. Man mußte seinen Weg finden - was man akzeptierte und was nicht. Das ist abstrakt schlüssiger zu behandeln als konkret. Infamer Kontrast: König hat mich auch ungeheuer beeindruckt. Und Dahrendorf. Das waren so die Leute, die auch vom Lehrstuhl her zu nennen sind. Dieter Ciaessens habe ich als Privatdozenten erlebt. Ach, es gibt Leute, da braucht man nur eine Lehrveranstaltung zu hören, die beeinflusst dich das ganze Leben.

*Apropos - vieles ist ja auch persönliche Chemie. Mit Luhmann haben Sie ja zusammengearbeitet, in Dortmund, nicht sehr eng...*

Abteilung an Abteilung, Wand an Wand. Und wir haben in der Kantine miteinander geredet...

*... und er hat Sie empfohlen, für die Schutzkommission. So kamen Sie an das Kind namens „Katastrophenforschung“ ...*

Ja, das habe ich aber erst viele Jahre später rekonstruiert. Man hatte ihn gefragt, ob er in der Schutzkommission zu Fragen des zivilen Bevölkerungsschutzes mitarbeiten wolle. Er saß ja damals in Speyer und war wohl der einzige Soziologe, der damals den Behörden im Bereich Katastrophenschutz als nicht kriminell galt. Luhmann hatte natürlich sofort gerochen, daß das gar nichts für ihn war. Er ist dann durch irgendwelche Aberwitze auf mich gekommen. Ich glaube, weil ich mit ihm mal über die Pockenepidemie in Sambia diskutiert habe, als ich da war, 1964 ...

*Aber seine Soziologie hat Sie nicht besonders fasziniert...?*

Fasziniert nicht, ich habe sie bewundert. Ich halte auch viel von seiner Art, Wissenschaftler zu sein, vor allem, weil er ja eben auch einer der wenigen Leute ist, die Humor haben. Er hat Witz, in jeder Bedeutung des Wortes. Er hat auch einen genuin soziologischen Blick, bei ihm kann man wirklich Soziologie lernen. Ja, man könnte fast sagen, seine Theorie macht das nicht. Da sind etliche Soziologen, deren Theorien ich nicht anhängen, die aber einem Mut geben, Theorie zu machen. Ich habe Tönnies genannt, ich habe Dahrendorf genannt. So Borkenau, so Max Gluckman und Clyde Mitchell, so Merton. Dazu gehört auch Luhmann.

*Nun sagten Sie: den soziologischen Blick kann man nicht lehren. Man hat ihn, oder eben nicht. Nun lehren Sie Soziologie...*

Also, ich will versuchen, etwas soziologischer zu antworten. Wenn Sie im Dorf einmal durch den Krug gegangen sind, dann haben die Leute ihre Urteile über Sie, bloß weil Sie durchgegangen sind. Die haben „working knowledge“ - und oft ist es unbarmherzig genau. Und sie sagen es Ihnen nicht einmal. In dem Sinne gibt es einen soziologischen Blick, der an die Milieus gebunden ist. Alle Leute, die lange genug - Tönnies hätte gesagt - in Gemeinschaften gelebt haben -, verfügen über ein solches soziologisches Urteil.

*Das ist geradezu eine Überlebensfrage.*

Ja, eine Überlebensfrage, denn in Gemeinschaft, da geht ja alles hoch in die Emotionen, das sind die Orte von Liebe und Haß, von langer Feindschaft und erblicher Freundschaft. Aber in der Soziologie - wir sprachen ganz am Anfang über Simmel - gehört eine gewisse Kraft dazu, dem Henkel der Tasse etwas anzusehen, den Sachen das Soziale abzulutschen. Diese Kraft zur vielfältigen **Heraufbarkeit** von Analogien, von Vergleichbarem, zu dem, was andere Leute nicht als vergleichbar denken, zu synthetischer Genauigkeit - das ist auch Soziologie. Das kann man natürlich üben, aber das ist mehr ein intellektuelles als ein soziologisches Training. Das haben zum Beispiel auch gute Journalisten, gute Schriftsteller.

*Einer, der in diesem Sinne dem Henkel der Tasse das Neue abluchste, war sicherlich Norbert Elias. Sie haben ihn entdeckt, Sie waren einer der ganz Frühen - so um 1970 herum.*

Ja, ich habe meine Antrittsvorlesung in Kiel über Elias gehalten. Die Rezeptionsblüte von Elias lag viel später. Ich war damals Dozent in Münster gewesen und eher osmotisch bei Elias angelangt. Wir waren alle total **himmelstürmerisch**, die wir damals in Münster so zusammensaßen als Doktoranden: Dankwart Danckwerts, Luc Jochimsen, Hans-Jürgen Krysmanski, Bernhard Wiebe, ganz verschiedene Leute, aus ganz verschiedenen Ecken. Wir redeten und stürmten und machten Gedichte. Es war eine Zwischenzeit, eine abflauende politische Welle, bevor die neue kam, nach 1960. Und da, irgendwann, ist auch Elias aufgekommen. Möglich, daß Ciaessens ihn genannt hat. Das sähe ihm sehr ähnlich; er hat ja nun genuin von ihm gelernt. Jedenfalls habe ich ihn gelesen und stellte fest, das habe ich die ganze Zeit gesucht. Jemanden, der aus der konkreten **materialen** Kultur bis hoch in die großen Zivilisationsprozesse geht und der den Zusammenhang herstellt: „Deswegen bist Du in die Soziologie gegangen, weil Du dachtest, das alles wird gebraucht.“

Und dann habe ich mit Franz-Xaver Kaufmann versucht, Elias den Vits-Preis der Universität Münster zu verschaffen. Aber damit sind wir in der Fakultät glänzend untergegangen. Es war eine Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, und die hatte ganz andere Prioritäten. Ich würde nicht sagen, daß ich ein Eliasianer bin, aber ich empfehle ihn immer mächtig, vor allem: Er hat eine Bewegungstheorie der Gesellschaft, **darauf** war ich immer scharf. Und er erklärt es schön. Und natürlich bin ich in mancher Hinsicht sehr seiner Meinung. Das Sinnlose der Gesellschaft denken, beispielsweise. Das hat einem viel - wie soll ich sagen - Ideologisches aus dem Kopf geräumt, die Beseelung der Institutionen usw., das muß man nach Elias nicht mehr mitmachen. Das aber macht Luhmann! Setzen Sie überall, wo er „Autopoiesis“ sagt, „Seele“ ein, und Sie haben den progressiven Theologen fertig.

*Schlecht schreiben, sagen Sie, ist eine Sünde. Machen Sie nun soziologische Literatur oder literarische Soziologie, oder ist beides falsch?*  
Wissenschaftlich schreiben ist eine Literaturform.

*Apropos Literatur. Hatte Ihre Freundschaft mit Arno Schmidt Auswirkungen auf Ihre Literatursoziologie?*

Ich wäre vorsichtig, diesem zurückgezogenen Mann Arno Schmidt Freundschaften, so wie man Freundschaft gemeinhin denkt, überhaupt zu attestieren.

*Also hatte Arno Schmidt keine Wirkung auf Ihre Soziologie?*

Ach Gott, nein, auf die **Soziologie**, ... das ist ja schwierig ...

*... aber gehören Leopold Schefer und Arno Schmidt nicht in gewisser Weise zusammen?*

Ja, da gibt es eine Brücke.

*Ist der Schefer eine „Hausaufgabe“ gewesen, die Ihnen Arno Schmidt hinterlassen hat?*

Nein, überhaupt nicht. Bettina Clausen und ich sind einfach rumspaziert und haben eines Tages gesagt, das müssen wir machen. Ich weiß noch genau, an welcher Stelle ... Wir wollten das einfach, aus Neugier, auch, weil wir wußten, wo der Nachlaß lag. Und weil wir wußten, daß seit 1884 keiner mehr dran gewesen war. Sowas wollten wir immer schon mal machen. Und dann haben wir es kurzab unternommen; und keine 16 Jahre später haben wir dann die drei Bände veröffentlicht. Das heißt zwei ich mit Bettina Clausen gemeinsam, denn den dritten hat sie allein gemacht. Das war ein riesiger, den meisten Fleiß verschlingender Quellenband.



... Nein, nein, das hat uns ja jahrelang begleitet. Wir führen zu Zeiten, als das eigentlich gar nicht möglich war, von proletarischer Wachsamkeit umzingelt, immer eifrig in der DDR herum, wodurch wir neben der Schefferei eine Menge soziologische Kenntnisse über dieses Lande gewinnen. Dann waren wir damit fertig, aber er (Arno Schmidt) hat das gar nicht mehr gesehen.

*Ärgert es Sie eigentlich, daß diese „Sozio-Biographie“ über Leopold Schefer, in der eine Heidenarbeit steckt, kaum wahrgenommen wird...*

*... eine 800er Auflage...*

*... während Ihr „Spektrum der Literatur“ inzwischen in der - wir wissen gar nicht, wievielten Auflage...*

*... 200000 ...*

*... ein Riesenbestseller ist? Was ja auch einmal gesagt werden muß, weil es die meisten gar nicht wissen...*

Ja, das Literaturlexikon. Nach dem Plan, den damals Bettina Clausen und ich ausgeheckt hatten, haben wir nicht damit gerechnet, daß das ein ganz großer Auflagenerfolg werden würde. Den erwähne ich auch nur, um garstige Kollegen mit der Höhe meiner Auflage zu schrecken ... Ansonsten ist es eben ein Lexikon der Literatur von Mitteleuropa her gesehen. Wir hatten uns einen Kanon ausgedacht und dazu die buntesten Leute aus der Assistentenkiste gefischt. Es sind nicht nur Soziologen drin, sondern alles mögliche: Historiker, Volkskundler, Literaturwissenschaftler, Übersetzer, Schriftsteller selbst. Inzwischen sind Viele Professoren, aber das Konzept ist immer noch ganz gut. Es war die Sache wert, auch wenn der Rücklauf, außer unangenehmen Briefen, warum wir z.B. Rilke nicht genug gewürdigt hätten, nicht groß und das Presseecho nicht bedeutsam waren. Peinlicherweise sind es die Literaturwissenschaftler, die das Lexikon auch im Unterricht benutzen, nicht die angezielten Primaner.

Beim Leopold Schefer wußten wir von vornherein, daß sich das nie gut verkaufen würde. Die Auflage liegt ja auch noch zu einem Viertel herum. Aber wir haben das gemacht, weil wir es gerne machten, und weil wir es so machen wollten: einen Mann vollkommen in sein Netzwerk zu stellen und die Stadt Muskau zwischen 1770 und 1820 en detail zu rekonstruieren.

*Noch einmal zurück zum Einfluß der Literatur, zumindest im handwerklichen Sinne. Wenn wissenschaftliches Schreiben eine Literaturform ist, welchen Einfluß hat dann Literatur auf Soziologie?*

Viel zu wenig, weil so schlecht geschrieben wird. Atteslander sagt in der „Empirischen Sozialforschung“, diesem schönen kleinen Göschenband,

die letzte Stufe der Forschung ist die Darstellung. Man kann gar nicht genug über seine Darstellung nachdenken und über die Texte, die man dabei produziert. Wissenschaftliche Prosa ist eben auch eine Prosaform. Mit einem besonderen Verhältnis des Ichs, des schreibenden Ichs zum Dargestellten. In der Soziologie, dieser doch sehr auf Synthese angewiesenen Wissenschaft, muß man mit Vorsicht von den Synthetikern lernen - das aber sind die Literaten.

*Spielen hier nicht auch andere Zusammenhänge eine Rolle? Ihnen ist, durchaus in verletzender Absicht, vorgeworfen worden, Sie machen Literatur. Dahinter steckt auch Feindseligkeit. Soziologische Literatur oder literarische Soziologie unterstellt, keines richtig zu sein.*

Die Feindseligkeit gegen die Konkurrenten aus der Belletristik zielt ja den Wissenschaftler neueren Stils. Ich kann auch nur so schreiben, wie ich schreibe. Und ich schreibe, wie ich muß. Ich schreibe nicht, weil jemand anders so geschrieben hat, obgleich man natürlich ziemlich stark durchmischt wird, wenn man viel liest. Es vergrößert auf angenehme Weise den Wortschatz, ein bißchen auch die Fähigkeit, Sätze zu stellen.

*Nun kennen Sie eine Reihe von Schriftstellern, wie z.B. Peter Rühmkorf und andere aus der Gruppe 47, oder Eckhard Henscheid, doch nicht nur, um das Stellen der Schrift abzugucken. Gibt es da nicht noch einen anderen Draht?* Ich bin ein Soziologe, der die Literatur schätzt, und ich habe das Glück gehabt, daß ich schon als Schüler zeitgenössische Literatur, die sich später auch für andere als hochqualitativ herausstellte, unter den Lebenden erleben konnte. Womit ich nicht gerade Wolfgang Borchert meine, sondern z.B. Werner Riegel. Ich habe dann später immer wieder Leute gelesen und das Glück gehabt, zeitgenössische Autorinnen und Autoren von Werk zu Werk zu verfolgen, mit Begeisterung, neben dem, was man aus den vergangenen Jahrhunderten einfach so weggelesen hatte. Und das beeinflußt. Aber man kann schlecht eine Verbindung ziehen, sozusagen, hier ein Dichter der Knopf, dort der Draht, dahinten ich, die Glühbirne. Zu wissen, was Literatur ausmacht, gute oder schlechte, das sollte den Wissenschaftlern gewünscht werden, gerade in den Bereichen, in denen man soviel darstellen muß, kondensieren muß, eben synthetisieren muß. Analyse und Synthese, da darf man nicht stumpf tapern. Man muß beim Lesen und tunlich beim Schreiben merken, wann ein Thema seinen eigenen Stil verlangt, automatisch. Also, wenn Sie genügend disparate Themen haben, daß Sie auch wechselhaft schreiben müssen. So weiß ich, welche Bücher ich, - ich sage nicht, gut oder schlecht geschrieben habe -, aber welche Bücher ... oder, wo ich dem Stofflerlegen bin, zu mei-

nem Ärger. Zum Beispiel in meiner Habilitation, aber das mußte schnell gehen und war sehr viel Stoff, da konnte ich es nicht besser. Es gibt auch optimale Literaturformen für Themen, also optimale Umfänge. Ich habe ganz bewußt Sachen nicht als Abhandlungen, sondern als Reden konzipiert, obwohl es manchmal gar kein Publikum gab. Man spricht einfach mit seinen gedachten Publiken. Oft schreibt man ja ganze Aufsätze nur für zwei Leute, die, wenn der Aufsatz raus kommt, schon tot sind. Wie man sich, das ist ja ein bißchen ein didaktischer Fehler, in der Vorlesung manchmal an ein paar Gesichtern festhält und in die reinpredigt. So auch in der Literatur. Das gibt natürlich eine kleine Befremdung für Leser, die nicht identisch sind ... War es noch ein anderer Aspekt, der Sie zur dieser Frage führte?

*Ja, im Grunde schon. Steckt hinter Ihrer Zuneigung zur Literatur nicht auch ein gewisses ästhetisches Modell und finden Sie in dieser Hinsicht die deutsche Soziologie mittlerweile geschmacklos?*

Ja, geschmacksarm schon, aber es gibt Autoren, die eben sehr gut schreiben in der deutschen Soziologie, so auch Dieter Ciaessens. Seine Bücher, wie z.B. „Das Konkrete und das Abstrakte“, oder auch „Kapitalismus als Kultur“, zeigen, wie man's machen muß. Ja, das muß nicht besonders dichterisch, auch nicht besonders blitzend sein, aber es muß adäquat sein. Irgendwie muß man ein Bild von Adäquanz haben, wenn man schreibt. Auch, damit man weiß, wann's fertig ist. Nicht jedem bietet das Leben die Gelegenheit, sich in Prosa zu üben, - auch nicht die Produktionsbedingungen von Wissenschaft. Bedenken Sie die miesen Startbedingungen vieler Leute, die aus einer bücherlosen Kindheit kommen. Das Meiste lesen Sie bis zum 16. Lebensjahr, Wenn Sie aber erst mit Zwanzig mühsam lernen, daß da auch noch eine literarische Welt ist, dann haftet alles nicht mehr so gut und wird viel mehr Pflichtlektüre. Wollüstiges Lesen ist eben ein guter Start.

*In Ihrem Buch „Krasser Sozialer Wandel“ machen Sie auf eine Zusammenarbeit zwischen Gotthard Günther und Helmut Schelsky in den 30er Jahren aufmerksam. Auch in Ihren Arbeiten gibt es Verbindungen zu Gotthard Günther. Wer hat Sie auf ihn aufmerksam gemacht?*

Ja, ja, ... Gotthard Günther ist ja emigriert und zurückgekehrt... das war Helmut Schelsky!... Das Leipziger Netzwerk, sozusagen ...

*Das ist nur schwer nachvollziehbar, diese beiden Gestalten, Schelsky und Günther. Vor allem für uns als Nachgeborene, die ja auf Schelsky überwiegend kritisch reagiert haben.*

Ja, jetzt gerade merkt man, daß er völlig wieder aufgemöbelt wird, aus Gründen ... der war auch ein Mann mit einem genuinen soziologischen Blick. Ich habe keinen Soziologen gefunden, der so schnell soziale Prozesse sah, ja, selbst König, der auch ganz gut war, hatte das nicht so und andere noch viel weniger. Das war auch das wahrhaft Aufregende bei ihm, weil er ja theoretisch längst nicht so ergiebig war wie andere Leute aus der Leipziger Schule - vielleicht auch seine Tragik ... Da war Freyer, mit der großen Schlüsselattitüde des Rechtshegelianers, da war dieser unglaublich scharfsinnige, die Biologie mit der Anthropologie und Soziologie verbindende Driesch-Schüler Gehlen. Und da war dieser exorbitant innovative Macher, Denkmacher, Logikmacher Günther. Zwischen denen war die Nische für Schelsky gar nicht mehr so breit. Er hatte das Pech, in diesem Leipziger Intelligenzpool zu sitzen und von den Vieren der Schwächste zu sein. Er hat Günther aber immer gelobt, hat ihm immer die Stange gehalten und gesagt: „Da ist was!“ Dadurch wurde ich auf Günther aufmerksam, und so habe ich dann viel von ihm gelernt, ohne eigentlich ein guter Güntherianer zu sein, weil er in viele Bereiche hinein arbeitete, die ich schlecht nachvollziehen kann, und wo es dann vielleicht auch mit meiner intellektuellen Kraft aufhört, um ihm da nachzugehen. Er ist ein bedeutender Mann, mit großen Ausgriffen, die uns noch im neuen Jahrhundert begleiten werden, aber da, wo ich glaubte, etwas zu finden, da sind schon in seinen Ansätzen, nach meiner Meinung, sehr glückliche Denkhilfen für den Soziologen drin. Das sind natürlich auch Lebenszufälligkeiten - bei Schelsky zu promovieren, der diesen Mann zu Vorträgen holt und ihn ab und zu zitiert. Und, wissen Sie, in den glücklichen Jahren genügt es ja, sich selber auf Entdeckungsreisen zu machen. Später dann haben wir noch die Freude und Ehre gehabt, ihn kennenzulernen. Und wäre er nicht bedauerlicherweise in seinen hohen Jahren vollkommen abgeneigt gewesen, noch soziologische Probleme zu diskutieren, damals, mit seiner Vorliebe für Negativ-Sprachen, dann hätte man vielleicht noch viel mehr bei ihm lernen können. Es war jedenfalls ein eindrucksvoller, sonderbarer und keineswegs einfacher Mann.

*Das ist schon interessant, vor allem mit Blick auf eine zukünftige Logik. Niklas Luhmann, wohl eher aus theorieimmanenter Passung, hat die Differenz-Logik von Spencer Brown aufgegriffen. Sie beziehen sich auf Gotthard Günther, weil Sie glauben, daß die zweiwertige Logik am Ende ist. Arbeiten Sie daran weiter?*

Wir versuchen mal, so einen kleinen Workshop zu machen, 1995. Da wollen wir noch mal die Günther-Freaks zusammenholen, die Schüler der

ersten Generation, die ja weit zerstreut und ebenso zerstritten und auseinanderentwickelt und verfeindet sind. Und die unbefangenen Enkel sind erst im Kommen, wie Axel Ziemke.

*Wann und wo waren Sie mit Ihrer Soziologie unbequem?*

Warum fragen Sie nicht: Wem? Ja, wann war ich unbequem? Und wo war ich unbequem? Ich war in Kiel unbequem, jahrzehntelang, möchte ich fast sagen. Die Weise, wie ich Hochschullehre betrieb, denn meine Auffassung von der Studentenbewegung unterschied sich ganz stark von der meiner Berufskollegen. Aus vielen Gründen. Ich machte es, glaube ich, keinem recht. Ich habe es auch, glaube ich, den Studenten nicht recht gemacht. Ich habe ihnen natürlich irgendwann einmal gesagt, ich werde hier noch über Marx sprechen, wenn ihr alle nicht mehr da seid, und so ist es auch geworden.

*...Sehen Sie da irgend einen Wandel oder eine Lockerung?*

Ja durchaus, aus verschiedenen Gründen. Die Universität hat sich liberalisiert und das liegt natürlich auch an ihren Rahmenbedingungen im hochschulpolitischen Feld: in Schleswig-Holstein regiert die Opposition. Außerdem nimmt man an Jahren zu, die alten Feinde gehen in den Ruhestand, hurra ... (lacht). Neue Leute kommen, für die man ein alter Platzhirsch ist, und die deswegen keinen Streit mit einem anfangen, sicherheitshalber. Solche niederen Gesichtspunkt sind ja durchaus einzubeziehen. Und sie haben mich - unter Ängsten - endlich doch nach 20 Jahren mal zum Dekan gewählt und gräßlicherweise ist es auch irgendwie gelaufen und war vielleicht gar nicht so katastrophal...

*Hat sich dadurch die Situation in der Fakultät geändert?*

Ja, gewisse Standardfeindseligkeiten sind weggefallen, weil die Leute bemerkten, daß ich ihnen gegenüber nicht feindselig war. Man kommt in Arbeits- und Wirkungszusammenhänge, in denen die andere Seite zu ihrem Erstaunen feststellt, daß ich gewisse Standardaversionen gar nicht habe ...

*... auch nicht gegen die Betriebswirtschaftslehre?*

Nein, nein, dazu habe ich zulange drin gewütet, um nicht Respekt zu haben vor dem, was Leute da leisten können. Ich hasse ja auch Unternehmer nicht, dazu habe ich ab und zu viel zu vernünftige Leute unter ihnen getroffen, obwohl mein Urteil über den Kapitalismus negativ ist, ja. Diesen Haßwillen habe ich nicht, kann ihn also auch kaum äußern. Und in Direktzusammenhängen merken das dann die Leute, daß man ihnen

nicht feind ist, sondern höchstens fern, fremd, denkerisch unbequem oder unpassend. Aber ich miniere anderswo. Für Mißtrauen reicht das beruhigend schnell.

*Sie sagten einmal, daß man besser lernen könne, wenn man jemanden, der schreibt, kennenlernt. Welchen toten Dichter der Weltliteratur würden Sie gern kennenlernen?*

Nach meinen Erfahrungen mit den Lebenden die Wenigsten. Nein, nein, viel wichtiger ist Bewunderung. Man lernt viel, wenn man bewundert. Das ist ja auch ein Element von Freundschaft: gegenseitige Bewunderung. Es gibt so gewisse optimale Entfernungen, die sehr fruchtbar sind, was ja in der Soziologie als die „strongness of weak ties“ behandelt wird. Das ist wohl auch eine Überschrift für die Art meines Miteinanderlebens.